Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo": München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 52 **München / 3. Jahrgang** **29. Dezember 1916**

Von Bayerns Judennöten.

7. Kapitel. Judenprozent und Judenrecht.

Von Felix A. Theilhaber.

In den Freiheitskriegen hatten die Juden mitgekämpft, obwohl man ihnen, wie wir in Major Burgs Erinnerungen nachlesen können, nicht einmal den Eintritt in viele Regimenter gestatten wollte. Trotz ihrer rühmlichen Beteiligung hinkte 1843 eine famose Abschätzung nach, „wieviel Juden 1813—15 am Krieg teilgenommen; entweder als Ausgehobene oder als Freiwillige."

Die Judenzählung ergab in jeder Beziehung ein günstiges Resultat. Das dem Landtag 1847 vorgelegte Schriftstück wies auch besonders auf die guten moralischen Eigenschaften der jüdischen Krieger hin. Gleichwohl erfolgte die Anerkennung des jüdischen Soldaten als gleichwertigen Elementes keineswegs. Die vorhandenen Offiziere jüdischen Glaubens hatten überall mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

1870! Wiederum helfen Juden mit ihrem Blut den Sieg über Frankreich und die Einigkeit Deutschlands erkämpfen. In den nächsten Jahren werden in Bayern Juden aktive Offiziere, die antisemitische Stellung gegenüber jüdischen Offiziersaspiranten läßt nach, bis auch dann wieder von allen Seiten dem Juden die Minderwertigkeit ad oculos demonstriert wird.

Im Reichstag kommt es immer häufiger zu ehrenkränkenden Szenen. Der jüdische Reserveoffizier von 1870 wird verabschiedet, die wenigen aktiven Offiziere vor die Wahl: Taufe oder Pensionierung gestellt.

Zu Beginn des XX. Jahrhunderts folgen wieder Zählungen. Es wird nachgeprüft, ob nicht zu viele Juden im juristischen Staatsdienst stehen, obwohl nachweislich die meisten anderen Beamtenstellen ihnen verschlossen sind. Dann verkündet ein bayerischer Minister, wieviel jüdische Mittelschullehrer staatlich angestellt sind und erklärt unverhohlen, daß das jüdische Element ihnen unsympathisch sei und sich nicht bewähre. Wo die Juden in zu großer Zahl getroffen werden — als Ärzte, Kaufleute oder Anwälte, wie beim Theater — wird es unliebsam empfunden.

Nun wird gezählt, wieviel Juden gefallen, freiwillig in den Krieg gingen, in der Front waren, auf Schreibstuben Dienst taten, bei Kriegsgesellschaften angestellt waren. **Nur diesmal dürfen, sollen resp. müssen die Juden ihren Prozentsatz überschreiten, besonders die Gefallenen (im Leben dürfen sie nirgends zu häufig sein).**

Wird die Statistik, wie viele hoffen, ergeben, daß wir wirklich minderwertig sind?

Ich glaube es nicht, ich glaube, daß wir die Ergebnisse nicht zu fürchten brauchen. Aber ich bin auch überzeugt, daß diese Ergebnisse noch weit besser ausfallen würden, wenn unsere Gemeindevorstände der körperlichen Ertüchtigung der jüdischen Jugend die nötige Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Wäre nicht unter uns die große Zahl körperlich verweichlichter junger Kaufleute und Studenten, die Schreiberposten hinter der Front anstreben, weil sie körperlich seit Jahr und Tag nicht ausgebildet sind, nicht Bäume zu Unterständen schleppen und die schwere Arbeit tun können, welche heute den größten Teil des Krieges ausmacht, — Schachten, Tragen, Erdulden von Kälte und Nässe, Drähtespannen usw. — wären diese jungen Kaufleute nicht unter uns, dann wäre unser Volk insgesamt der echte Nachwuchs der alten Makkabäer.

In national-jüdischen Kreisen hat man lange vor dem Kriege die körperliche Minderwertigkeit der Juden durch jüdische Turn- und Sportvereine zu heben gesucht, aber die Gemeindevorstände bekämpften unsere Bestrebungen mit der Erklärung: „es gäbe kein Judenrecht!" Nein, aber es gab eine jüdische Schwächlichkeit. Es gab eine stärkere geistige jüdische Prävalenz und dafür mußte es eine Bewegung, eine Maßregel, eine Organisation geben, die als Ausgleich für die körperliche Ausbildung der Juden sorgte.

Wenn nun die Folgen der Unterlassungssünde sich zeigen, wenn der Antisemitismus aus der Körperschwäche einer Reihe junger Juden Kapital schlägt, so ist dies die Schuld derjenigen leitenden Persönlichkeiten in den Gemeinden, die alle Regenerationsbestrebungen nicht nur zu ermutigen unterließen, sondern sie systematisch bekämpften.

Wir Juden sind es müde, „in elegischem und attischem Geschmack" zu schreiben. Die Zeit ist zu ernst. Täglich und stündlich droht das Assimilationsjudentum, das Judentum, das so große Kämpfe mitgeblutet hat, um seinen Lohn zu bringen. Wenn Herzl noch lebte, er könnte wieder Mauschel, den ängstlichen Drückeberger zeichnen, wie er der erste ist, der das Schiff verläßt.

Die Judenzählung hat es wieder gezeigt, wie nötig wir ein geeintes, körperlich und geistig regeneriertes Judentum brauchen.

Dafür werden wir Juden im Frieden erbittert kämpfen!

Die Völkerstämme des alten Palästina.

Von Dr. Elias Auerbach in Haifa.

Aus „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie". 1914/15. 6. Heft. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

(Fortsetzung.)

Da nun nach v. Luschan die „Semiten" durch langen Schädel gekennzeichnet sind, so folgerte er, daß die heutigen Juden, die zu 75% Kurzköpfe sind, diesen Charakter durch sehr starke Mischung mit Hethitern überkommen haben.

Gegen diesen Schluß sind starke Einwände zu erheben. Zunächst sind nicht „die" Semiten langköpfig, sondern nur die Südsemiten in Arabien und seine Ausstrahlungen. Von den Nordsemiten scheinen die alten Babylonier und Assyrer kurzköpfig gewesen zu sein, wie die heutigen Juden, und es steht nichts im Wege, das auch von den übrigen Nordsemiten, den Kanaanäern, Phöniziern, Hebräern und Aramäern, anzunehmen. Danach wären also die Semiten zwei wohlunterschiedene Rassengruppen, die nur durch die Sprache verbunden sind, und hier, wie bei den „Indogermanen", hat die Verwechslung sprachgeschichtlicher und anthropologischer Verhältnisse nur Verwirrung gebracht.

Jedoch auch ohne diese Schwierigkeiten sind die Hethiter nicht geeignet, als Stammgruppe der Juden zu gelten. Ihre Nachkommen, die heutigen Armenier, sind zwar kurzköpfig, aber ihre Kopfform ist doch eine ganz andere als die der Juden. Sie zeigen die höchsten Grade der Kurzköpfigkeit (Breite: Länge = 85 und mehr: 100) bei sehr beträchtlicher Höhe des Schädels, während die Juden einen Index von 80—85 : 100 und geringere Schädelhöhe haben. Die Ähnlichkeit, auf der hier die ganze Theorie ruht, ist also nur eine recht oberflächliche.

Nichtsdestoweniger hat das im Norden benachbarte Reich der Hethiter einen starken Einfluß auf die Stämme Palästinas ausgeübt, mindestens in kultureller Hinsicht, wenn auch die hethitische Kultur nie eine so kraftvolle gewesen ist, daß sie den überragenden Platz der babylonisch-assyrischen hätte einnehmen können. Wir finden noch zu Davids Zeit (ca. 1000 v. Chr.) einen hethitischen Feldhauptmann Uria im judäischen Heer, aber schon in der gleichen Zeit schieben sich auch die jugendfrischen, noch halbnomadischen Aramäer von Osten her nach Syrien hinein und unterbrechen so endgültig die Einwirkung der Hethiter auf Palästina.

Neue und weite Ausblicke in die Herkunft und Wanderungsgeschichte der Hethiter eröffnet die eben erfolgte bahnbrechende Entdeckung von Hronzny (Mitt. d. Deutsch. Or.-Ges. Dez. 1915), daß die Sprache der Hethiter eine westindogermanische, dem Lateinischen und Griechischen nahestehende, war. Diese merkwürdige Tatsache läßt, da die uns aus bildlichen Darstellungen gut bekannten Hethiter in ihrer Körperbeschaffenheit zweifellos von ihrem Sprachverwandten in Europa grundverschieden sind, nur eine Erkärung zu: Die Invasion eines europäischen Stammes, wahrscheinlich von Thrakien her, gab den hethitischen Stämmen eine indogermanisch sprechende Oberschicht, die körperlich von der Masse der hethitischen Bevölkerung aufgesogen wurde, während ihre Sprache sich durchsetzte (wenigstens als Sprache der meisten Dokumente). Daneben scheint eine ursprüngliche hethitische Sprache in der „Charri-Sprache" etlicher Urkunden sich erhalten zu haben.

In welche Zeit dieser Einbruch von Indogermanen in Kleinasien zu setzen ist, läßt sich noch nicht bestimmt erkennen. Als untere Grenze aber dürfte etwa 2000 v. Chr. anzunehmen sein. Denn diese Invasion ist augenscheinlich die Ursache für die Bildung eines einheitlichen hethitischen Großreichs, und dessen Expansionskraft ist bereits nach etwas über zwei Jahrhunderten so stark, daß es der 1. Dynastie von Babel ein Ende macht (nach Ed. Meyer um 1760 v. Chr.). Sehr wahrscheinlich steht auch die Umwälzung in Kleinasien in ursächlichem Zusammenhang mit den Anfängen der amortischen Bewegung.

Denn etwa um die gleiche Zeit traten auch die Amoriter zum erstenmal handelnd in die Geschichte ein. Genannt werden sie bereits als Bewohner des Landes „Amurru" (= Westland) zur Zeit Sargons von Akkad (ca. 2800 v. Chr.). Um die Wende des dritten Jahrtausends aber traten Amoriter als Söldner im Zweistromland auf, setzen bald darauf ihre eigenen Fürsten auf den Thron von Babel, und ihnen entstammt wenig später der kraftvolle Gesetzgeber und Verwalter Chammurabi.

Woher kamen sie? Eines ist sicher: von Westen, denn ihr Name ist ein rein geographischer. Amurra, das Westland (ideographisch Mar-tu), behält seinen Namen, auch als es hethitisch und später aramäisch wurde, als es längst kein Volk der Amoriter mehr gab, in den Keilschriften bei. Der Name bezeichnet Syrien, zuweilen mit, zuweilen ohne Palästina.[1])

Welcher Stammgruppe gehörten die Amoriter an? Eduard Meyer und andere Historiker sprechen sie als einen semitischen Stamm an, der wie später die Aramäer von der syrisch-mesopotamischen Wüste her erschien und im Zweistromland zur Seßhaftigkeit überging. Will man den Begriff „Semiten" nur für die Sprache oder die Kultur gebrauchen, so ist gegen diese Annahme nichts einzuwenden, denn in diesem Sinne waren die Amoriter gewiß „semitisiert". Aber ihre Spuren weisen nach dem Westland, nach Syrien, wo sie vorher schon seßhaft waren, und ein seßhaftes Volk entschließt sich nur aus zwingenden Gründen zu einer solchen Wanderung. Und diese Gründe sehen wir eben in dem Einbruch indogermanischer Völker ins Hethiterland Kleinasiens. Wie diese hier ihren Namen verlieren und als „Hethiter" auftreten, so erscheinen sie von Syrien her als „Amoriter", ja sie geben hier einem kulturell überlegenen Volk gegenüber auch ihre Sprache auf. Aber sie stellen die Söldner, die Babylonien bezwingen, und die Dynasten, die es beherrschen, und sie bringen einen Gott Dagon mit (s. unten), dem wir später nur noch bei den — sicher nicht semitischen, sondern europäischen! — Philistern begegnen.

Fünf bis sechs Jahrhunderte später (für die Zwischenzeit sind die Quellen sehr spärlich) finden wir in den Tell el Amarna-Briefen um 1400 v. Chr., also bei Beginn der hebräischen Einwanderung, ganz veränderte Verhältnisse. In Syrien ringen amoritische und hethitische Staatengebilde um die Vorherrschaft und beginnen miteinander zu verschmelzen. Aber auch Palästina steht unter der Hegemonie der Amoriter, und Hand in Hand damit tauchen arische Namen unter den Dynasten auf (Schuwardata, Artamanja, Arzawija u. a.), während die Namen der Städte und die Sprache des Landes noch immer semitisch sind. Es sind also anscheinend neue Wanderzüge von Indogermanen eingedrungen; ob von Norden her zu Lande oder von der See her, ist nicht sicher, wahrscheinlich auf beiden Wegen.

Kurze Zeit nachher finden wir die Spur einer dritten Amoriter-Einwanderung, die wohl begünstigt war durch die Machtlosigkeit Ägyptens während der Wirren zwischen dem Tode Amenhotep IV. (um 1370) und der Thronbesteigung Seti I. (um 1310). Während nämlich die „Habiri", d. h. die Hebräer, in der Amarna-Zeit von Osten her auftauchen, ist Jerusalem noch eine kanaanäische Stadt mit ihrem semitischen Namen. Als sie aber zur Eroberung des Westjordanlandes schritten, fanden sie an der Stelle Jerusalems eine amoritische Feste, namens Jebus. In der ziemlich eng begrenzten Zwischenzeit hat demnach die Stadt ihren Charakter geändert. Daß die Jebusiter Amoriter waren, geht klar aus der Angabe Jos. X, 4 sowie daraus hervor, daß David nach der Eroberung von Jebus den heiligen Tempelbezirk dem Jebusiter Arawna abkaufte, dessen Name rein arisch ist. Vom Gebirgsland Juda schoben sich die Amoriter über den Jordan nach Osten und unterwarfen sich unter steten Kämpfen mit den von der Wüste zum Kulturland drängenden Nomaden das ganze Ostjordanland bis an den Hermon im Norden. Das geschah erst unmittelbar vor dem Auftreten der Israeliten. „Sihon, König der Amori, stritt mit dem König von Moab und nahm ihm all sein Land bis zum Arnon (Num. 21, 26)." Moab aber, ein hebräischer, den Israeliten nahe verwandter Stamm, ist der unmittelbare Vorläufer der israelitischen Welle, und durch einen merkwürdigen Zufall ist uns noch das Siegeslied der Amoriter über Moab erhalten (Num. 21, 27 bis 30). Daß die Amoriter den Hermon erreicht haben, bezeugt die Tatsache, daß sie einen eigenen Namen ‚Snir, für ihn hatten (Deut. 3, 9).

Solche Veränderungen alter Gebirgs- und Städtenamen, wie Hermon (sidonisch Sirjon) und Jerusalem, sind das sicherste Zeichen dafür, daß die neue Bevölkerung auch ethnisch von der alten abwich. Was wir vom Typus der Amoriter wissen, schreibt sich von ägyptischen Darstellungen her und bestätigt durchaus diese Annahme. Sie weichen sehr erheblich von den Hethitern, aber auch von den Kannaanäern ab; meist stellen die Ägypter sie mit der helleren Farbe dar, die sie zum Unterschied von der roten oder rotbraunen (Ägypter und Nubier) und der braungelben (Westasiaten) den Tahenu (Libyern) und den Tamehu (Nordvölkern) zuteilen. Ob sie auch, wie manche behaupten, blond und blauäugig waren, ist unsicher, da die Ägypter in der Darstellung dieser Charaktere ziemlich willkürlich vorgingen. (Eine Reihe von Abbildungen finden sich zusammengestellt in Flinders Petries „Racial photographs from the Egyptian Monuments") Sie zeigen männliche Züge mit gerader Stirn, schmaler gerader oder schwach gebogener Nase, auf die Schultern herabhängendem Haupthaar und fehlendem oder kurzem Kinn- und Schnurrbart. — Dem allgemeinen Eindruck nach würde man die Amoriter dieses Bildes sehr wohl in Übereinstimmung mit den obigen Ausführungen für einen europäischen Stamm halten und sie den thrakischen Wanderzügen zugesellen können, die in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends die vorderasiatischen Reiche in Unruhe brachten. (Schluß folgt.)

[1]) Die Ägypter erwähnen diesen Namen erst unter Seti I. (um 1300), nach weiteren Einbrüchen von Indogermanen (s. unten).

Zeitungs-Echo

Im jüdischen Wilna. In einem Aufsatz „Neuland", Eine Fahrt durch Ob. Ost" schreibt Arthur Feiler in der Frankfurter Zeitung:

Plötzlich aber eines Spätnachmittags finden wir uns verblüfft mitten in städtischem Gewühle. Hell erleuchtete Straßen, Kinos mit greller Lampen-Reklame, offene Läden mit guten und schönen Dingen, wohlgekleidete Menschen, Damen sogar, die Einkäufe machen oder flanieren, ein buntes Gemisch von Sprachen und Typen, gaffende Ansammlungen überall, wo unsere Autos halten, ein entzückend eingerichtetes Ausstellungshaus mit warm-behaglichen Fünfuhrtee-Räumen, in denen dann und wann ein paar Geigen leise singen: so erschien uns Wilna bei unserer Ankunft. Aber dieser erste Eindruck täuscht, täuscht schwer über das, was wirklich ist. Zwar die Überraschung über die schöne Lage der Stadt bleibt und verstärkt sich noch, als wir sie am nächsten Vormittag kreuz und quer durchfahren. Köstlich liegt Wilna (und liegen ebenso die beiden Memelfestungen Kowno und Grodno) an tiefeingeschnittenen, vielfach sich windenden Flußläufen, die die ganze Stdt durchziehen, Wäldchen und Vororte abschneidend und zu stundenweiten Spaziergängen über immer wechselnde Täler und Hügel einladend. Deutsche Besucher haben diese Lage mit dem Rhein und seinen Nebentälern verglichen, und wirklich fühlt man sich unwillkürlich an Ems, an Kreuznach oder Boppard erinnert, wenn man von weitem diese Städte und Flüsse überschaut. Aber nur von weitem; denn drinnen ist man in einer ganz anderen, östlich-fremden Welt. Schon die Kirchen, an denen Wilna überreich ist (vor allem die römisch-katholischen sind zahlreich, groß und prächtig), zeigen den Osten: Heiligenfiguren mit natürlichen Kopf- und Barthaaren, der Körper mit echten, seidengestickten Gewändern bekleidet; dunkle Muttergottesbilder, bei denen nur Gesicht und Hände in braunem Holze sichtbar werden, während Gewand und Glieder in edelsteingeschmückter Gold- und Silberarbeit schimmern, am kostbarsten das wundertätige Bild der Mutter Gottes zu Ostrabrama, das, über dem Torbogen aufgestellt, im Kerzenlicht auch auf der engen Straße sichtbar ist, auf der zu jeder Tageszeit und oft in dichten Scharen die Andächtigen mitten im Verkehr auf den Knien liegen und beten. Und dann das Volk, die Völker! Wilna hatte vor dem Kriege 250 000 Einwohner (darunter etwa je 90 000 Polen und Juden), jetzt sind es noch rund 170 000. Vor allem die Russen sind fort, und die russische Sprache ist von den Straßen- und Ladenschildern, hier wie in ganz Ob. Ost, verschwunden, ersetzt durch die deutsche in manchmal recht mangelhafter Orthographie, so daß man sich nun an Ankündigungen wie Cutaten vir Schneider, Bier-Husschanck und vielem ähnlichem ergötzen kann. Aber das Sprachen- und Völker-Gemisch ist noch immer bunt genug. Die Verordnungen der Verwaltung erscheinen außer in deutscher Sprache noch in polnisch, litauisch, weißrussisch und jidisch. Und Polen, Litauer, Weißrussen und Juden haben auch die Ausstellung beschickt, von der ich sprach, eine Ausstellung Wilnaer Arbeitsstuben: Holzschnitzarbeiten, Keramiken, Stickereien, Spinn- und Webarbeiten, mit vielem sehr Schönen und Eigenartigem, darunter — Heim- und Hofarbeiten, durch den deutschen Stadthauptmann zusammen mit Vertretern der verschiedensten Nationalitäten organisiert, um die Jugend von der Straße fortzubringen und um die durch Generationen vererbte Handfertigkeit zur Linderung der Not nutzbar zu machen. Schon tausende von jungen Burschen und Mädchen sind in diesen Arbeitsstuben, deren Erzeugnisse in der Ausstellung gezeigt und abgesetzt werden, beschäftigt. „Hilfe für Opfer des Krieges" heißt die polnische, „Hilfe durch Arbeit" die jüdische Arbeitsstuben-Gesellschaft. Und wie nötig diese Hifle ist, kann man mit den Händen greifen, wenn man z. B. durch das jüdische Proletarier-Viertel wandert. Da hocken sie zusammen in dunklen Kellerzimmern, in überfüllten Höfen, in undefinierbare Fetzen gekleidet, schmutzig und elend. Oder sie drängen sich auf dem Trödelmarkt, auf dem der Abfall der ganzen Stadt, des ganzen Landes sich zu sammeln scheint, rostige Schlüssel, Stoff-Fetzen, zerlesene Bücher und tausenderlei Kram, unsauber, wertlos, in winzigen Verkaufslöchern übereinander gehäuft. Menschen und Menschen wimmelnd dazwischengepfercht. Nur im Londoner Ostend habe ich bisher Ähnliches gesehen: hier ist das Vorbild dafür und der Ursprung. Und so elend lebt nicht nur das jüdische Proletariat: allein von den Litauern, dem Hauptbestandteil der Bevölkerung in Ob. Ost südlich Kurlands, können nur 10 Prozent lesen und schreiben; ein volles Drittel der jetzt noch in Wilna anwesenden Bevölkerung muß von der durch die deutsche Stadtverwaltung in Gemeinschaft mit den vorgefundenen nationalen und konfessionellen Wohltätigkeitsorganisationen eingerichteten Armenpflege unterstützt werden!

Literarisches Echo

Galizien, Land und Leute von A. v. Guttry. Bei Georg Müller, München. Mit 74 Bildbeigaben. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Das Buch bietet eine umfassende Darstellung in historischer, geographischer und kulturhistorischer sowie wirtschaftlicher Hinsicht über das österreichische Kronland. Daß es nicht gerade mit allzu großer Gründlichkeit geschrieben ist, mögen die beiden folgenden Proben aus dem Kapitel „Juden" beweisen:

„Als bester Beweis, daß noch heute in dem unter polnischer Selbstverwaltung stehenden Galizien den Juden in keiner Weise Schwierigkeiten bereitet oder ihnen hemmende Hindernisse in den Weg gelegt werden, sei hier nebenbei erwähnt, daß an den Schulen, Gymnasien und Hochschulen jüdische Lehrer, Dozenten und Professoren angestellt sind, daß die Akademie der Wissenschaften in Krakau Juden zu Mitgliedern ernennt, und daß auch auf hohe Verwaltungsposten Juden als Beamte gerufen werden."

(Da freuen sich gewiß die galizischen Juden schon sehr auf die kommende noch ausschließlicher polnische Herrschaft!) Und ferner:

„Zum Schluß sei noch erwähnt, daß sich letzten Endes der Sanierung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch das jüdische Parteileben in Galizien hemmend in den Weg legt, das sich in die Gruppen der Assimilanten und der Zionisten spaltet, sich in politischen Parteiinteressen gegenseitig bekämpft und organisatorischen und kulturellen Aufgaben verschließt.“

Wir sind nicht abgeneigt, dem Autor auf Wunsch eine Liste derjenigen Institute vorzulegen, die sich bemühen, den galizischen Juden organisatorische und kulturelle Aufgaben zu — verschließen.

Licht in der Finsternis. Ein Juden-Roman aus Polen von Eliza Orzeszka. Georg Müller Verlag München 1916. (Deutsch von A. Guttry.)

Die Verfasserin hat sich mit einem für eine polnische Nichtjüdin erstaunlichen Verständnis in die Psychologie und die Umgebung polnisch-jüdischer Kleinstädter des vorigen Jahrhunderts hineinversetzt. Sie erzählt die Geschichte zweier später Zweige der Familien Ezofowicz und Todros, die seit Jahrhunderten in dem Städtchen Szybow ansässig und hervorragende Vertrter des Chassidismus einerseits, des Misnagdismus andrerseits sind. Im Mittelpunkt der Handlung steht der junge Meir aus dem Hause Ezofowicz, der im Herzen ein glühendes Verlangen nach Licht in der Finsternis einer von starrem Dogmatismus, Aberglauben und Unduldsamkeit in Banden gehaltenen Gemeinde im Herzen trägt. Er kämpft gegen die Tyrannei des Rabbi Todros, kämpft gegen die Unehrlichkeit, die er bei einigen Kaufleuten seiner Stadt findet, kämpft für die Verteidigung der Rechte einer verfolgten Karaitenfamilie. Aber er muß der Übermacht weichen, selbst seine Familie läßt ihn im Stich, und in Nacht und Nebel muß er die Heimatstadt verlassen, um draußen in der Welt den Kampf auszukämpfen, und die Entscheidung zwischen Rückkehr zum starrsten jüdischen Gesetz oder Anschluß an die Welt der andern zu finden.

Das Buch ist das Werk eines starken Talentes und leidenschaftlichen Temperaments. Hier und da würde man sich wohl einen minder scharfen Kontrast von Schwarz und Weiß, würde man sich einige beruhigende Zwischentöne wünschen, aber die Handlung bleibt jedenfalls immer spannend. Freilich geschieht dies mitunter auf Kosten der Tiefe des Werkes — die Probleme des Judentums liegen wohl so tief, daß selbst der eifrigste nichtjüdische Forscher sie nicht ganz zu erfassen vermag. Und doch enthält dieses Buch vieles, was einem unbefangenen Leser das Leben in polnischen Judenstädten zur Zeit der Haskalah anschaulich macht. Einige Einzelschilderungen von Typen und Situationen sind außerordentlich packend.

J. L. Perez: Die goldene Kette. Das Drama einer chassidischen Familie. Aus dem Jüdischen von Siegfried Schmitz. Wien-Berlin 1917. R. Löwit Verlag. Preis K. 2.40, Mk. 1.80.

Das reifste Werk aus dem reichen volkssucherischen Schaffen J. L. Perez' liegt nunmehr in deutscher Übersetzung vor. „Die goldene Kette“ — so nennt der Dichter sein Drama — ist das Symbol für den in der Abfolge der Geschlechter wirksamen Zusammenhang des jüdischen Geistes. An dem Drama einer chassidischen Familie hat Perez das Drama des Chassidismus, der stärksten religiösen Bewegung des neuzeitlichen Judentums aufgezeigt. Vier Generationen eines Zaddik-Geschlechtes schildert der Dichter, in denen der Geist der jüdischen Lösung wirkt, anders in jeder, immer ferner der Erzählung. Rabbi Salomo, erfüllt von dem Gott und die ganze Judenheit erfüllenden Geiste des Baal-Schem, will aus starkem Willen der selbst Gott zu zwingen sich vermißt, den ewigen Sabbath bringen, die Lösung des jüdischen Seins zur Befreiung. Er vermag es nicht; denn das Volk braucht und will den im Gesetz geregelten Werktag, es ist nicht reif für den Sabbath, der über dem Gericht steht. So zerschellt Salomos großes Wollen an dem kleinen Werktagvolkssinn. Dessen Mittler ist sein Sohn Rabbi Pinchas, der die Lösung im Gesetz, in jahrhundertererbtem Recht und Gericht sieht. Doch sein Werk zerstört seine Enkelin Leah, welche aus der Enge des Gesetzes in die „schrankenlose“ Welt zieht. Gebrochen kehrt sie heim; die Freiheit der Welt ist tödlicher Wahn. Sie sucht Schutz bei ihrem Vater Rabbi Mosche, der jetzt das ererbte Mittleramt verwaltet. Er aber ist unfrei, gedrückt von lähmendem Zweifel an seiner Sendung „die Welt zu führen“. Der Tochter Not bringt ihn zum verzweifelten Schritt „Gott zu prüfen“, um seinem Zweifel, seines Kindes und seiner Gläubigen Not ein Ende zu setzen. Daran hindert ihn sein Sohn Jonathan, der Eiferei blindergebenen Glaubens. Ihn wählt eine Zehnschaft der Gemeinde zum Rabbi. Mit diesem Ausblick auf die von einem starr-resignierten Fanatismus geführte heutige Generation des Chassidismus schließt das Stück. — Diese Vorgänge hat Perez mit der Kraft des Dichters, der in die tiefsten Tiefen des Volkssinnes hinabsteigt, gestaltet. So entstand ein einzigartiges Werk, welches die Wunderwelt jüdischer Mystik, die starken Urkräfte jüdischen Glaubens in ihren Beziehungen zu dem schwachen Sein des Volkes dichterisch-lichtvoll darlegt. Ähnliches hat bisher kein jüdischer Dichter geschaffen. Eine im wahrsten Sinne des Wortes edle Sprache (allen Spöttern über die angebliche Häßlichkeit des Jüdischen sei das gesagt) hüllt die Dichtung in ein kostbares Kleid. Die deutsche Übersetzung Siegfried Schmitz' hat ein wertvolles Nachbild geschaffen. Dem deutschlesenden Publikum wurde hier ein Werk vermittelt, das weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Damit hat sich der mit geschmackvollem Spürsinn für gute jüdische Literatur begabte Verlag R. Löwit, der dem Buche ein würdiges Gewand gab und auch durch eine schöne Luxusausgabe in rotem Leder den Ansprüchen verwöhnter Bibliophilen voll Genüge leistete, Dank erworben.



Feuilleton

Aus dem Hause Herodes.

Der Tod Mariamnens.

Als Herodes aus Rom nach Jerusalem zurückgekehrt war, fand er sein Haus in verworrenem Zustande, denn Josef, der Mann seiner Schwester Sulamith, wie der Tyrier Soemus, unter deren Obhut er sein Weib Mariamne zurückgelassen hatte, hatten ihr den geheimen Auftrag verraten, den er vor seiner Abreise gegeben hatte. Danach wäre es ihre Pflicht gewesen, falls Herodes nicht mehr lebend zurückgekehrt wäre, Mariamne zu töten, damit sie nach einem Tode keines andern Weib würde. Als das die Königin erfuhr, geriet sie in tiefe Betrübnis, und was ihr auch Herodes von der Größe und Herrlichkeit dessen, was er in Rom erlebt hatte, erzählte, sie wurde nicht froh, änderte nicht ihr Gesicht und hörte ihm nicht zu; noch mehr, sie schmähte vor ihm seine Sippe. Herodes litt großen Schmerz, als er die feindliche Haltung seines Weibes merkte, denn er hatte sie über alles lieb.

Eines Tages fing Mariamne einen Streit mit Herodes' Schwester, Sulamith, an; sie sagte ihr beleidigende Worte und ließ abermals Schmähungen über das Geschlecht ihres Mannes fallen. Darauf begab sich Sulamith zu dem Könige und verleumdete Mariamne vor Herodes, indem sie sprach: Als der König in Rom bei Augustus war, schlief mein Mann Josef bei der Königin Mariamne. Das wollte Herodes nicht glauben, denn er kannte die Keuschheit seiner Gattin seit gestern und ehegestern. Allein die Feindschaft, die ihm Mariamne entgegenbrachte, bewirkte es, daß er den Worten seiner Schwester einige Beachtung schenkte. Er ließ Mariamne rufen und sprach zu ihr: Was soll der Haß bedeuten, den du gegen mich ohne Grund hegst? warum liebst du mich nicht mehr wie zuvor? Habe ich dich doch mehr lieb als alle Frauen, und wie ich dir einmal geschworen habe, hat sich seit dem Tage, da ich zu dir eingegangen bin, in mir keine Lust zu einem andern Weibe außer dir geregt. Mariamne erwidert: Hättest du mich lieb gehabt, wie du behauptest, du wärest nicht mein Feind. Wer hat denn je gehört, daß man einen, den man liebt, hätte töten wollen? Wie konntest du an dem Tage, da du deine Reise zu Augustus antratest, dem Josef aufgeben, mich umzubringen? Wie das der König vernahm, entsetzte er sich überaus, er ließ Mariamne aus seiner Umarmung, in der er sie gehalten hatte, und rief aus: Fürwahr, was ich eben gehört habe, ist mir ein Beweis, denn Josef hätte meinen Befehl nie preisgegeben, wenn er bei ihr nicht geschlafen hätte. Und der König verließ den Raum und schlief diese Nacht nicht in dem Gemach Mariamnens.

Als Sulamith sah, daß Herodes ihre Erzählung mit Glauben aufgenommen hatte, lockte sie einen Kämmerer von den Mundschenken des Königs durch Gold und Silber und sprach zu ihm: Nimm dieses Gift in deine Hand, geh damit zum Könige und sage ihm: Deine Gemahlin Mariamne gab mir Gold und Silber und hieß mich, dir diesen Becher zu überbringen, indem sie sprach: Laßt den König davon trinken; es ist ein Liebestrank, der den König mir wieder geneigt machen soll. Der Kämmerer tat in allem, wie ihm Sulamith befohlen hatte. Da erschrak Herodes und sprach: Wo ist das Getränk? Der Kämmerer reichte es ihm, und der König befahl, es einem Manne zu geben, der zum Tode verurteilt worden war. Jener trank das Gift und starb alsogleich.

Hierauf gab Herodes den Befehl, seine Gemahlin Mariamne, den Mann seiner Schwester, Josef, und den Tyrier Soemus gefangenzunehmen. Außerdem ließ er einen Kämmerer Mariamnens fesseln, auf daß er die Wahrheit über den Trank bekenne. Allein der Kämmerer sagte nichts aus. Er erzählte nur von dem Haß der Königin, der dadurch geweckt worden war, daß Josef und Soemus ihr den geheimen Befehl des Königs verraten hatten. Daraufhin gebot der König, Josef und Soemus, den Tyrier, zu töten. Die Königin aber hieß er gefangenzuhalten, bis das damalige Siebenzig-Ältesten-Gericht (Sanhedrin) zusammentreten würde, das über sie das Urteil fällen sollte. Da kam aber Sulamith mit ihren Helfern vor den König und sprach: Wisse, daß, wenn Mariamne nur noch einen Tag am Leben bleibt, das Volk sich wider dich erheben wird. Die Anhänger der Königin werden überall herkommen und werden sie ohne Krieg und Aufruhr nicht sterben lassen. Darauf sprach Heordes: Tut nach eurem Willen.

So wurde Mariamne auf den Richtplatz außerhalb der Stadt geschleppt. Ihre Mutter Alexandra kam herbei und schrie: Komm heraus, du nichtswürdige, die du deinem Gatten ungehorsam warst. Und sie fluchte und schalt unter Weinen und Klagen. Sie sprach aber solches nur aus List, um von Herodes nicht getötet zu werden und nachher eine Gelegenheit zu finden, an ihm Rache zu nehmen. Auch viele Weiber keiften und schimpften hinter Mariamne, weil sie sie für schuldig hielten. Mariamne aber antwortete mit keinem Worte und schritt dem Tode entgegen ohne Furcht und Angst, als ginge sie zu einem Feste. Ihr Antlitz hatte sich nicht verstellt, und ihr Gang war um nichts anders geworden, denn die Königin verachtete den Tod wie alle aus dem Geschlechte der Hasmonäer. So führte sie allen die Hoheit und den Adel ihres Stammes vor Augen. Si streckte ihren Hals dem Schwerte entgegen und ward getötet und zu ihrem Volke versammelt.

Mariamne war allen Frauen über an Schönheit, an Würde und an Reinheit; auch in der Gottesfurcht war sie ihnen voran; allein die Demut kannte sie nicht, und sie fluchte ihrem Gemahl, als sie ihn Unrechtes tun sah. Doch ihre Schönheit, kein Mensch vermag diese zu beschreiben!

Und der Herr säumte nicht mit der Rache für ihren Tod und schlug das Königshaus durch eine schwere Seuche; es starben viele von den Knechten des Königs wie von den Streitern und Fürsten. Auch viele Städte Judäas wurden von der

Seuche heimgesucht. Da betete das Volk und rief: Herr der Welt, wegen einer Seele laß nicht so viele Seelen aus deinem Volke umkommen. Darauf heilte Gott das Volk, und der Plage ward gewehrt.

Herodes aber gereute es, daß er Mariamne hatte töten lassen, und sein Zorn wurde in eine Sehnsucht umgewandelt. Er trug ein Verlangen nach ihr und rief ihren Namen an, als stünde sie ihm gegenüber. Ihren Dienern wurde befohlen, für sie die Tafel herzurichten und einen Thron neben dem Könige aufzustellen, als wäre sie noch am Leben. Danach verfiel Herodes einer schweren Krankheit aus Liebe zu Mariamne und aus Begier nach ihr, denn er konnte das Feuer in seinem Innern nicht ertragen.

Als Alexandra sah, daß der König krank geworden war, sann sie darauf, ihn umzubringen. Herodes aber erfuhr von dem Anschlag und befahl, sie zu töten.

Mariamne wurde in der Nacht aus dem Gefängnis geholt und außerhalb der Stadt zur Hinrichtung geführt. Ihre Mutter wußte darum, und sie lief hinaus, schrie laut über die Sulamith und rief: Du kannst wohl mitgehen, du Elende, die du deinen Mann umgebracht hast durch deine Falschheit und deine Hurerei. Glaubst du, daß du meine Tochter um vieles überleben wirst? Gott wird seine Rache an dir nehmen. Sieh zu, ob du noch einen Weg findest, deinen Bruder, den König Herodes, zu töten. Auch viele Frauen fluchten der Sulamith und schmähten sie dafür, daß sie die Mariamne ohne Schuld in den Tod getrieben hatte. Als sie sie nun mit Mariamne und ihren Henkern vorbeiziehen sahen, wurde ihr Geschrei noch lauter und ihr Schelten noch heftiger. Allein Mariamne schwieg und rechtete nicht. Ohne Scheu und Wanken schritt sie dem Richtplatz zu, als wäre er eine Stätte der Freuden. Der Gedanke an den Tod hatte ihr Gesicht nicht verzerrt und ihrem königlichen Gang die Würde nicht genommen. Sie starb, wie es der heldenmütigen Hasmonäersöhne Art war zu sterben, und ließ alle ihre Größe und Erhabenheit ihres Geschlechtes erkennen. Man erzählt gar, sie wäre froh und fröhlich gewesen.

Als sie das Blutgerüst bestieg, bot sie selbst ihren Hals dem Henker, und der Sklave des Königs schlachtete sie auf Befehl seines Herrn. Und Mariamne starb und zog heim zu ihren Vätern. Es war aber kein Weib in dem ganzen Geschlecht, das der Königin an Schönheit, Treue und Keuschheit gleich gewesen wäre. Niemand konnte sie je einer unzüchtigen Tat zeihen. Es war Lüge, was Sulamith, die Gottlose, über sie verbreitet hatte, und es war ein Frevel von ihr, Verleumdungen auszustreuen, durch die Mariamne und ihr eigener Josef den Tod erleiden mußten. — Wahrlich, welche Seele Mariamne eine Schuld nachsagen wollte, diese Seele ist selber schuldig zu sprechen und hat ihre Untat zu tragen.

Archelaus und Glaphyra.

Archelaus, der Sohn Herodes', erfuhr, daß sein Bruder Jobab, der König Lybiens gestorben war, und nahm dessen Frau Glaphyra zum Weibe. Diese Glaphyra war vormals die Gemahlin Alexanders, gleichfalls eines Sohnes Herodes' gewesen, und als der von seinem Vater getötet worden war, wurde sie das Weib Jobabs. Nunmehr nahm sie Archelaus, als der, dem sie zukam,



zum Weibe, denn sein Bruder Jobab war gestorben, ohne einen Nachkommen in Israel hinterlassen zu haben. Von Alexander aber hatte Glaphyra Kinder. Und Archelaus brachte sie nach Jerusalem in sein Haus.

Da sah das Weib im Traume ihren ersten Mann Alexander vor sich stehen, und es verlangte sie danach, ihn zu umhalsen. Er aber stieß sie von sich und sprach zu ihr: Laß ab und rühr mich nicht an; du solltest dich schämen, mich zu umarmen, wo du dich von Jobab, dem Könige von Lybien, hast beschlafen lassen; doch nicht genug daran, so hurst du noch mit meinem Bruder Archelaus und lässest mich meine Schande in meinem eigenen Hause schauen. Und er sprach weiter und schwur: So war Gott lebt, ich werde diese Schmach nicht mehr tragen und will Rache nehmen an dir und an meinem Bruder Archelaus, der diese Nacht vor meinen Augen bei dir schlief und eine Ungeheuerlichkeit begangen hat, wie sie wider alles Gesetz ist.

Da erwachte das Weib und erzählte den Traum ihren Jungfrauen. Zwei Tage nur lebte noch Glaphyra nach diesem Traum und starb und ward den Entschlafenen zugesellt zwei Tage, nachdem sie den Traum gesehen hatte.

Aber auch Archelaus hatte nach ihrem Tode ein Gesicht. Er sah neun volle Ähren aus einem Halme wachsen; als er aber später hinblickte, stand ein großer Stier vor den Ähren, leckte mit der Zunge an ihnen und verschlang sie alle. Archelaus erwachte von seinem Schlaf und erzählte den Traum einen Wahrsager, damit er ihn deute. Die neun Ähren sprach der Weise, sind neun Jahre, das sind die Jahre deiner Herrschaft, die nun vorbei sind; der Ochse aber, der die Ähren gefressen hat, ist der Kaiser von Rom, der dein Reich in diesem Jahre von dir nehmen wird.

Und wie fünf Tage nach diesem Traum vergangen waren, kam das römische Heer über Archelaus, und der Feldherr der Römer legte ihn in Ketten, und verschickte ihn nach Rom.

Sulamith.

In den Tagen des Hohepriesters Jonathan war Herodes König in Judäa. Diesem Fürsten schickte die Gemeinde der Pharisäer ein Weib zum Geschenk, das schön von Gesicht und Gestalt war. Sie sollte aber den Johanan umbringen, den Jünger Josuas, des Nazareners, des Sohnes der Mirjam. Der König gewann das Weib überaus lieb, und als sie sah, wie sehr er ihr zugetan war und daß er ihr nichts versagen würde, forderte sie von ihm das Haupt Johanans, des Gefangenen. Alsbald befahl der König, daß man dem Johanan den Kopf abhaue; man tat ihn auf einen Tafelkorb und überbrachte ihn dem schönen Weibe darauf.

Der König war zu der Zeit in Samarien. Nach dieser Geschichte starb er, und Tiberius wurde König an seiner Statt. Dieser baute eine Stadt und nannte sie nach seinem Namen Tiberias.

Gemeinden-, Vereins- und Anzeigen-Echo auf der nächsten Seite!

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München, Von der Tannstr. 22; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München

